

Helmut E. Huelsbergen

Ansichten über Amerika: Leitmotive in deutschen Reiseberichten aus den zwanziger Jahren

Im Deutschland der zwanziger Jahre war "Amerika" ein aktuelles und ein bewegendes Thema. Nicht nur in Modeerscheinungen der Populärkultur wie Bubikopf, Charleston und Jazz, sondern auch in Wirtschaft, Technik, Politik, Zeitungswesen und Theater manifestierten sich amerikanische Vorbilder und Denkweisen. Die "Amerikanisierung" deutschen Lebens, seit dem zweiten Weltkrieg erst recht offenkundig und oft zitiert,¹ begann in der Weimarer Republik. Der Dollar, bereits in den Jahren der Inflation ein begehrtes Zahlungsmittel und Spekulationsobjekt, war für viele zum Symbol eines mächtigen und zukunftsweisenden Landes geworden. Ein breiter Fächer der deutschen Bevölkerung, vom nationalen über das liberale Bürgertum bis zur organisierten Arbeiterschaft, war von Amerika als einem Land der Prosperität angezogen und sah in ihm einen Kündler des Fortschritts. Über die Verbesserung im rein wirtschaftlichen Bereich hinaus erhoffte man sich von einer engen Anlehnung an amerikanische Vorbilder ein Heilmittel "gegen die politische Zerrissenheit, die geistigen und weltanschaulichen Konflikte" der jungen Republik.²

Nach dem Ende der Inflation, mit der Stabilisierung der Währung Ende 1923, konnte das deutsche Interesse an Amerika konkretere Formen annehmen: Der Wunsch vieler, das Wunderland mit eigenen Augen sehen zu können und auf Reisen unmittelbar zu erleben, war nun leichter zu erfüllen. Eine gewaltige Reisewelle setzte ein, und mancher Reiselustige teilte seine Eindrücke in Buchform mit. Der Theaterkritiker Alfred Kerr berichtete in Reisebriefen von einer längeren Reise in die Vereinigten Staaten 1923 und veröffentlichte die Briefe unter dem Titel *Yankeeland*. Kerrs Preislied auf Amerika,³ 1928 schon in der achten Auflage erschienen und ein Impetus hauptsächlich für die Gebildeten, ist nicht typisch für die Amerikabücher jener Zeit, weder in seiner literarisch-dichterischen Form noch in dem uneingeschränkten Lob, das es Amerika zollt.

Die Amerikareisenden kamen aus allen Schichten und aus den verschiedensten Berufen. Earl R. Beck nennt vor allem Professoren und Lehrer höherer Schulen als Verfasser solcher Reisebücher; die zweitstärkste Gruppe waren Journalisten und freie Schriftsteller und die dritte Politiker, Kunstexperten, Geistliche, Gewerkschaftsführer und Geschäftsleute.⁴ Über die Fülle an Amerikabüchern geben für die zwanziger Jahre zwei Bibliographien Auskunft.⁵ Die Reisebücher dieser Zeit bilden in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Teil der Basis, auf der und von der aus sich die erste tiefgreifende geistige Auseinandersetzung mit den modernen Vereinigten Staaten vollzog.⁶

Das Interesse der Forschung an Dokumenten, wie sie Reiseberichte und Briefe als Quellenmaterial für Sozialgeschichte darstellen, hat in ethnischen Studien, namentlich im amerikanischen Raum, in den letzten Jahren spürbar zugenommen. In ihrem Aussagewert können solche persönlichen Berichte nur bedingt als objektive Dokumente gelten. So hat Leo Schelbert zur Vorsicht bei der Auswertung von Auswandererbriefen aufgefordert.⁷ Reiseberichte sind wie Briefe stets aus dem Blickwinkel einer Person abgefaßt, und dieser Blickwinkel könnte von besonderen Motiven—Wünschen und Vorurteilen—bestimmt worden sein. Bei der Erschließung der Reiseliteratur geht es mir nicht darum, die Motive der einzelnen Autoren und die Umstände, die den Motiven zugrundeliegen, zu ermitteln. Vielmehr soll hier in den persönlichen Äußerungen über Amerika insgesamt und über Amerika als das Land der Deutschamerikaner nach Gemeinsamkeiten in den Beobachtungen, in den Eindrücken und in den Urteilen gesucht werden. Dieses Gemeinsame durchzieht die Reiseliteratur wie eine "Reihe von Leitmotiven", "die bestimmte Grundhaltungen" der Reisenden erkennen lassen (Peter Boerner).⁸ Daß man dabei auch mit Klischeevorstellungen zu tun hat und sie nicht ausschließen darf, liegt in der Sache selbst begründet; Klischees sind notwendigerweise ein Bestandteil vom Bild eines anderen Landes.⁹ Die eingefügten Zitate sollen nicht allein der Dokumentation dienen, sondern sie haben zusätzlich die Aufgabe, das die Leitmotive tragende Idiom zu vermitteln und außerdem die Unmittelbarkeit der Eindrücke weiterzugeben.¹⁰

Die Ansichten der Autoren, die hier untersucht werden, sind typisch für die Reisebücher der zwanziger Jahre und repräsentativ für deren Verfasser. Als Quellen dienen primär die Amerikabücher von Arthur Feiler (*Amerika—Europa: Erfahrung einer Reise*, Frankfurt: Societäts-Druckerei, 1926), Marie Jacobi (*Im Dollarland: Reisen und Erlebnisse einer deutschen Schulmeisterin*, Bremen: Lloyd-Buchhandlung Hieke & Rocholl, 1928), Rudolf Hensel (*Die neue Welt: Ein Amerikabuch*, Hellerau: Jakob Hegner, 1929), Donatus Pfannmüller (*So sah ich Amerika: Eine Reise von Fulda nach Chicago*, Essen: Fredebeul & Koenen [1931]) und Paul Rohrbach (*Amerika und wir: Reisebetrachtungen*, Berlin: Buchenau & Reichert, 1926). Ihre Berichte stützen sich auf längere Reisen, von drei Monaten bis zu mehr als einem Jahr, die sie zwischen 1922 und 1929 unternahmen.¹¹ Diese Autoren beabsichtigten keine poetische Darstellung der Verhältnisse, ebensowenig wollen sie eine ideengeschichtliche oder politische Interpretation und auch kein wissenschaftlich adäquates

Bild von Amerika entwerfen. Lediglich Feiler versucht, neben den persönlichen Eindrücken eine Übersicht über die amerikanische Wirtschaft zu bieten.¹² Hensel, Jacobi und Pfannmüller lassen sich von der Neuen Welt überraschen; Feiler und Rohrbach zeigen etwas mehr kritischen Abstand; alle wollen ihre Eindrücke aus dem Alltagsleben darstellen und kommentieren. Dabei halten sie sich an ihre Tagebuchaufzeichnungen und wollen "aufrichtig ihre Meinung sagen" (Ro, 190). Feiler hebt hervor, daß er die Erfahrungen seiner Reise nicht nur auf das Selbstgesehene stütze, sondern "immer wieder nachgeprüft" habe "an den Urteilen von Bürgern Amerikas" (Fei, 12). "Es ist fast lauter Kleinkram des Lebens", schreibt Pfannmüller, "aber ich meine, dieser Kleinkram ist zuweilen interessant. Der Leser kann sich dann viel leichter ein Bild von jenem Lande machen" (Pf, 7). Besuche und längere Aufenthalte bei Deutschamerikanern boten sich oft von selber an. Hensel, Jacobi und Pfannmüller haben bei Deutschamerikanern gewohnt; Feiler und Rohrbach berichten über Gespräche mit Deutschamerikanern, und sie alle wissen etwas über das Leben der Deutschen in der Neuen Welt mitzuteilen.

Ehe die Neuankömmlinge mit Menschen der Neuen Welt zusammentreffen und der Umgang mit ihnen ein Urteil über sie erlaubt, beeindruckt sie bei der Einfahrt in den Hafen von New York, dem üblichen Ankunftsplatz für Reisende aus Deutschland in jener Zeit, etwas Einmaliges: die imposante und symbolhafte Freiheitsstatue und das alles überwältigende Bild von Manhattan. Skepsis und Bitterkeit, wie sie ein Reisebericht von 1910 beim Anblick der *Statue of Liberty* ausdrückt,¹³ finden wir im Hauptstrom der Amerikaliteratur in den zwanziger Jahren nicht. Erst am Ende des Jahrzehnts, in den Jahren 1929 und 1930, begegnen wir auch intendiert desillusionierenden Beschreibungen.¹⁴

Wie Weltwunder der Moderne werden die Wolkenkratzer Manhattans massiv sichtbar: "eine von Zyklopen aufgetürmte Burg" (Fei, 41). Viele Metaphern ähnlicher Art sollen das Atemberaubende dieses Anblicks den Daheimgebliebenen vermitteln. Mag auch das Stilempfinden des deutschen Besuchers beim Betrachten einzelner Gebäude durch das Dekorative, "das angeklebte gotische Rankenwerk" (Fei, 41), verletzt werden, so gilt insgesamt, daß diese Hochhäuser nicht nur als eine technische und architektonische Meisterleistung angesehen werden, sondern daß sie "im weitesten und höchsten Sinne schön" sind (He, 35). Als ästhetisch störend und häßlich wird wegen des Nebeneinanders der unterschiedlichsten Gebäude und Stile oft das äußere Straßenbild in großen und kleinen Städten bezeichnet.

Wie es zu beiden Seiten der Verkehrswege aussieht, das nimmt man hier nicht so genau. Schöne und häßliche Häuser wechseln bunt durcheinander ab; jeder scheint bauen zu dürfen, wie es ihm gerade paßt. (Pf, 85)

... Der deutsche Städtebauer würde viel an diesem Stadtbild aussetzen haben; es gilt nur der Maßstab der Nützlichkeit, der Rentabilität und nicht der Schönheit. (Pf, 97)

Daß daneben auch "schon straßenweise Bauten von einer neuen großen Form, gigantisch in den Maßen, aber doch proportioniert", entstehen, wird von manchem Besucher erkannt (Fei, 43). Zu den vielbewunderten Gebäuden gehören außer den Wolkenkratzern die neuen Großbahnhöfe: Grand Central Station und Pennsylvania Station in New York, Union Station in Chicago und in St. Louis. "Die neue Kunst des Profanbaus für Hochhäuser, Bankpaläste, Bahnhöfe, Getreideelevatoren . . . ist eine große, wirklich kulturelle Leistung Amerikas. Sie wird sicherlich weiterwirken auch nach Europa" (Fei, 43). Die neuen Bauwerke sind mehr als eine Dokumentation amerikanischer Schöpferkraft:

Was aus diesen Bauten spricht, ist der amerikanische Geist, das Titanenhafte, der Tatendrang eines jungen bis zum Bersten mit Energien geladenen Volkes, sie sind der adäquate Ausdruck des amerikanischen Wesens. . . . (He, 36)

Uneingeschränkt bewundert werden stets die technisch-zivilisatorischen Errungenschaften, die das Alltagsleben erleichtern, alles Praktische: Fahrgeldautomaten und Einheitstarife, Drehkreuze an Eingängen zur U-Bahn, Trinkwasserbrunnen mit Papierbechern, Transportbänder in Restaurants u.ä. "Hier ist man nicht so umständlich wie drüben im Land" (Pf, 83). Von allen werden die hygienischen Einrichtungen gepriesen und als musterhaft hingestellt. Die gesamte Reisetchnik—die Besucher reisten mit der Eisenbahn durchs Land—wird als "musterhaft durchgebildet" und besonders die Gepäckbeförderung mit der Eisenbahn als "vorbildlich" empfohlen (Ro, 155; Ja, 145). Alle diese Dinge bilden zusammen mit anderen die Grundlage dafür, dem amerikanischen Wesen Erfindergabe und Hang zur Rationalisierung der Arbeitsprozesse zuzuschreiben und die Amerikaner als praktisch-nüchterne Tatmenschen zu charakterisieren, für die Zweckmäßigkeit ein dominierendes Prinzip ist.

Die Eisenbahn in Amerika wird von vielen Beobachtern als "der vollkommenste Ausdruck des amerikanischen Wesens" angesehen, "großzügig, praktisch, titanenhaft, etwas ganz Großes. Die Massenhaftigkeit und die Riesendimensionen, die überall in Amerika Gesetz sind, gelten auch für die amerikanischen Bahnen" (He, 63). Neben der Erfahrung der Weite des Landes und neben der Entdeckung von Reisekomfort war es vor allem das Einklassensystem, das jeden beeindruckte. "Es gibt nur *eine* Wagenklasse, das ist sehr angenehm" (Ja, 64), ". . . eine einzige Klasse für reich und arm. Und diese ist so bequem wie daheim die erste Klasse, vielleicht sogar noch schöner" (Pf, 169). Lediglich Rohrbach wendet ein, daß das Einklassensystem nur theoretisch bestehe, indem er auf die Existenz der Pullman-Züge hinweist "für diejenigen, die schnell und bequem reisen und dafür mehr bezahlen wollen" (Ro, 154). Aber für die meisten Beobachter sind die amerikanischen Eisenbahnen ein Symbol für die neue, die amerikanische Gesellschaft. "Es gibt keine 'Klassen' in Amerika und darum

auch nicht das, was wir Klassenhaß nennen" (Pf, 170; s. auch He, 65). Hier klingt bereits das Thema der Gleichheit des Ansehens in der amerikanischen Gesellschaft an, das jeden Besucher tief berührt und zum Kommentieren veranlaßt. Nach ihrer Meinung zeigt sich an diesem Phänomen symptomatisch die Wirklichkeit der gelebten Demokratie.

Genauso einmütig bewerten die Autoren das Automobil als einen entscheidenden und positiven Kulturfaktor im Amerika der zwanziger Jahre (s. Rohrbach, Hensel und Feiler). Am Beispiel der Farmer im mittleren Westen wird gezeigt, wie das Auto auf den Lebensstil gewirkt, wie radikal es ihn verändert hat. Aus dem einsamen und eintönigen Farmerdasein ist nun ein flottes und rühriges Leben geworden, in dem Fahrten in die Stadt, Teilnahme an Versammlungen, tägliche Zeitungslieferung, Interesse an Mode und häufiger Meinungsaustausch mit Nachbarn zur Selbstverständlichkeit werden. "Soviel ist richtig, daß nirgends durch den Massengebrauch von billigen Automobilen das Leben einer ganzen Klasse so stark verändert worden ist, wie beim amerikanischen Farmer" (Ro, 176). Feiler führt diesen Gedanken noch weiter aus und nennt die Bedeutung des Autos in seiner weiten und selbstverständlichen Verwendung in den zwanziger Jahren eine Befreiung und eine Steigerung des Lebens aller Amerikaner:

Wichtiger noch als solche Einzelfälle der Verwendung ist doch die allgemeine Bereicherung des Lebensgefühls der Menschen. Nicht gebunden zu sein an den Raum, der hier so weit und einsam ist . . . , immer überall hinzukönnen, immer herauszukönnen und immer bereit zu sein, selbsttätig, ohne die Eisenbahn . . . —das ist eine große Entfesselung. (Fei, 87)

Nehmen wir die technische und die praktische Leistung und seine soziologische Bedeutung zusammen, so muß das Auto als eines der drei großen Symbole der amerikanischen Gesellschaft und ihrer Prosperität angesehen werden.¹⁵

In engem Zusammenhang mit der starken Motorisierung des Landes wird oft eine Eigenschaft zitiert, die dem fremden Beobachter leicht auffällt: die Mobilität der Menschen. "Das ganze Leben in Amerika ist durch das Auto sozusagen transportabel geworden und die ohnehin geringe Seßhaftigkeit des Amerikaners vollends aufgehoben" (Ro, 180). Allerdings hat man die äußere Mobilität auch schon vor der Einführung des Automobils, ja von der Pionierzeit an als Charakteristikum des Amerikaners angesehen. Kein Zustand ist ihm "unnatürlicher, als der des längeren Verharrens an irgendeinem Ort. Er redet zwar von seinem 'home', aber er ist von Natur ein Nomade, und er ist es weniger aus Zwang als aus Bedürfnis" (Ro, 150 f.). Rohrbach, der den Drang nach Bewegung und Veränderung im Raum mit innerer Unrast erklärt, "um der inneren Einförmigkeit seines Daseins" entfliehen zu können, und selbst die amerikanische Vorliebe für den Schaukelstuhl so erklärt—

“wegen des unstillbaren Bedürfnisses nach Bewegung, selbst im Sitzen” (Ro, 151)—faßt den Begriff primär äußerlich: “‘Beweglichkeit’ ist in Amerika viel mehr im technischen als im geistigen Sinne zu verstehen” (Ro, 158). Die Mehrzahl der Betrachter sieht es jedoch anders: In der Rastlosigkeit manifestiert sich ein ungebändigter Tätigkeitsdrang; rastlose Tätigkeit “ist höchstes Lebensgesetz” (Fei, 308). Das mag zum Teil negativ gedeutet werden—“auch viele geistig tätige Menschen, Geistliche sogar, kennen kaum Pausen der Sammlung” (Fei, 308)—aber gleichermaßen bekundet es die Fähigkeit, sich neuen Gegebenheiten und veränderten Bedingungen anpassen zu können. Die zahlreichen und selbstverständlich vollzogenen Berufswechsel beweisen, daß die Mobilität nicht bloß technisch ist, sondern daß ihr eine geistige Flexibilität entspricht.

Ein anderes Phänomen, das deutsche Amerikareisende übereinstimmend erwähnen, ist das Streben nach einem eigenen Haus. “Ein Eigenheim im Grünen, in Licht und Sonne, bei uns nur wenigen Bevorzugten vergönnt, bildet in Amerika die Regel. Es ist das Ziel und die Sehnsucht aller” (He, 54). Der Traum vom eigenen Heim ist hier für viele Wirklichkeit geworden. Denken die Beobachter dagegen ans Wohnen in Deutschland, erinnern sie sich an die “Mietskasernen” dort, wodurch nur noch stärker unterstrichen wird, wie weit es die amerikanische Gesellschaft hier gebracht hat. Die anderen haben es impliziert, Feiler drückt es am deutlichsten aus, wenn er das Streben nach dem Eigenheim als ein weiteres großes Symbol amerikanischer Prosperität und Gesellschaft hinstellt (Fei, 51).

Man darf das Streben nach dem eigenen Heim in Amerika nicht mit Seßhaftigkeit oder Wurzelhaftigkeit gleichsetzen. Denn nicht schweren Herzens und rückwärtsblickend wie in Europa, sondern leicht und vorwärtsblickend gibt man in Amerika sein Haus auf, um irgendwo ein anderes zu kaufen. Vor dem Umzug werden gewöhnlich Möbel und Hausrat verkauft; nur wenig wird mitgenommen. Hierin zeigt sich ein völlig anderes Verhältnis zum materiellen Besitz, wie es viele Besucher registriert haben. “Die sentimentale Liebe zu den Dingen des Haushaltes, wie wir sie pflegen, ist drüben unbekannt” (Ja, 63). Das distanziert-nüchterne Verhältnis beschränkt sich nicht auf Dinge des Hausrats, unter Farmern bezieht es Land, Haus und Hof ebenso mit ein; von einer verpflichtenden Bindung an Grund und Boden ist nicht die Rede. “Diese Holzhäuser sind nicht die traditionserfüllten, erinnerungsreichen Wohnstätten aufeinanderfolgender Geschlechter” (Fei, 50).

Die deutschen Besucher nehmen alle staunend davon Kenntnis, wie großzügig das amerikanische Bildungswesen auf allen Ebenen materiell unterstützt wird und wie “Bildung und Wissen . . . für jeden da sind, der den Drang dazu verspürt” (He, 91). Der freie Zugang zur Bildung für alle ist das “dritte große Symbol” für die Prosperität der amerikanischen Gesellschaft (Fei, 106).

Der Zugang zur Bildung ist nicht durch Vorrechte und Schranken des Besitzes gehemmt, er ist frei für jeden, der sich ihn erkämpfen will. Denn für das ganze Volk führt der Weg dahin in einer einheitlichen, breiten, nach oben sich allmählich verengenden Straße, auf der neben den Möglichkeiten des Lernens auch die materiellen Mittel dafür zu finden sind. (Fei, 93)

Wiederum aus dem Vergleich des Beobachteten mit der Situation und der Tradition im Deutschland der zwanziger Jahre resultiert das schwärmerische Urteil:

Eine amerikanische Universität—ich habe eine ganze Reihe gesehen—das ist nicht ein einzelnes Gebäude irgendwo in einer Straße, das ist eine ganze Stadt. Da ist ein ungeheures Gelände, der "Campus", mit Parkanlagen, Wiesen und Rasenplätzen, und mitten darin die vielen zu einer amerikanischen Universität gehörenden Gebäude. Spielplätze und Stadion dürfen natürlich nicht fehlen. (He, 154)

Auch Rohrbach hält die rein äußeren Bedingungen an amerikanischen Universitäten für großzügig, und er gesteht den Dozenten Freude an ihrer Arbeit und einen Schuß Idealismus zu, aber er tritt dem amerikanischen Bildungssystem mit einer negativ-kritischen Haltung gegenüber. Punkte, die er zur Kritik herausgreift, sind folgende: Die Lehrfreiheit sei nicht auf allen Gebieten garantiert, zum Beispiel nicht in Nationalökonomie und in Geschichte. Professoren hätten keine feste Anstellung mit Pensionsberechtigung. Macht und Einfluß des "Board of Trustees" seien unbillig—er läßt sich in seiner Kritik von Upton Sinclairs *The Goose-Step* (1923) leiten. Das öffentliche Ansehen des Lehrers—"ob er gewöhnlicher Schulmeister oder Universitätsprofessor ist"—sei nicht hoch, weil er "mit wenig Geld zufrieden ist" (Ro, 134-36). Was die akademische Einschätzung der Studenten angeht, so glaubt er unter der Studentenschaft in Deutschland "mehr wissenschaftlichen Ernst" finden zu können als in Amerika (Ro, 142). Die übrigen Autoren teilen Rohrbachs Meinung nur bedingt. Ein Brennpunkt der Kritik ist für alle die mangelnde Vorrangstellung der reinen Forschung innerhalb der akademischen Disziplinen. Als Erklärung wird geltend gemacht:

Es liegt auf der Hand, daß dieses junge Volk zunächst die Wissenschaften ausbildet, die ihm helfen, die Reichtümer des eigenen Landes nutzbar zu machen, also Geologie für den Bergbau und die Ölgewinnung, Chemie für viele Industrien usw. Daher findet man ausgezeichnete Spezialisten auf diesen Gebieten. Aber die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu treiben, dazu hat man drüben einstweilen noch keine Zeit. (Ja, 45 f.)

Die Besucher erkennen ein bestimmendes Element, das durch das ganze Bildungssystem geht: die Erziehung zur praktischen Lebensbewältigung. Der starke Wert, der in Elementar- und Sekundarschulen auf Staatsbürgerkunde gelegt wird, ist ein Symptom für diese praktische Orientierung in der Schulausbildung (Ja, 100).

Eine Beobachtung gesellschaftsphilosophischer Art, die von einigen Besuchern gemacht wird und die keinen unwesentlichen Beitrag zum

Bild von Amerika als einem jungen, sich entwickelnden Land leistet, ist besonders wichtig: Die Colleges sind zukünftige Zentren geistiger Unabhängigkeit. In einer Gesellschaft, deren Welt von europäischen Beobachtern im allgemeinen als problemlos, leer und konformistisch charakterisiert worden ist (u.a. auch von Feiler, S. 284, 304, 308 et passim), beginnt sich eine geistige Unruhe zu regen. Bei manchen College-Studenten ist ein "Drang nach Vertiefung" lebendig geworden. Sie zeigen ein Gefühl für die "trotz aller Prosperität ungelösten Probleme" und das Bewußtsein "ihrer eigenen, sittlichen Verantwortung gegenüber diesen Problemen. Die soziale Frage, die Rassenfrage, der Pazifismus werden ihnen so zu unmittelbar drängenden Postulaten des eigenen Lebens. . . . So wächst hier ein Element zukunfts voller geistiger Unruhe" (Fei, 322 f.; vgl. auch He, 89 f.). Die auf dem Wege zu geistiger Selbständigkeit erreichte Stufe drückt sich in den ersten Ansätzen im Protest der Intellektuellen gegen die herrschende Konvention aus (Fei, 323).

Auf ihren Reisen treffen die Autoren in den Sommermonaten in Hotels und Camps, an Ferienorten und in Nationalparks "Studenten als Kellner, Kofferträger und Chauffeure, und Studentinnen als Stubenmädchen und Servierfräulein" (He, 93). Ferienarbeit junger Leute aus allen Bevölkerungsschichten ist den Besuchern nur ein Beispiel für das in Amerika geltende Arbeitsethos: "Alle Arbeit, die bezahlt wird, ist ehrenwert" (Pf, 171). Die Überzeugung, daß jede Arbeit Achtung verdient, ist eines der wichtigen Elemente, die in den Vereinigten Staaten die Realisierung einer nicht klassenbewußten Gesellschaft gefördert haben, und es ist ein tragendes Leitmotiv im Bild von Amerika.

Dies alles wäre nicht möglich, wenn das Wort "Arbeit schändet nicht", das bei uns einen stark ironischen Beigeschmack hat, in Amerika nicht seine volle ehrliche Bedeutung hätte. Da ist etwas im amerikanischen Menschen, das man schlechthin bewundern und lieben muß. . . . In Amerika gilt nur der Mensch und die ehrliche Arbeit: da sind Begriffe wie Hoch und Niedrig, Vorgesetzte und Untergebene, Herren und Diener nicht feindliche Gegensätze, sondern da stehen sich im persönlichen Verkehr überall freie Menschen als Gleiche gegenüber. (He, 94)

Der Eindruck, daß Amerikaner als Freie und Gleiche miteinander leben, ist bei den Besuchern stark und nachhaltig. Auch die Beweglichkeit im Berufsleben kann in diesem Licht, der Auffassung vom gleichen Wert der Arbeit, gesehen werden. Die dieser Beweglichkeit zugrundeliegende Haltung verurteilt alle Standesschranken zur Bedeutungslosigkeit und stärkt die Gleichheit des Ansehens. "Denn der Bankier von der Wallstreet, die Verkäuferin vom Warenhaus Gimbel, der Fensterputzer eines Wolkenkratzers schätzen ihre und des Nebenmenschen Arbeit gleich hoch ein" (Pf, 171).

Diese Anschauung liefert auch die Basis für die Auffassung von Arbeit als "Job" in Amerika im Gegensatz zu "Beruf" in Deutschland

(Pf, 236). "Die Arbeit ist für [alle] das Mittel, ihr Leben zu erhalten und zu gestalten" (Pf, 171). Die erstrebte Selbstbestimmung des Individuums spiegelt sich in der Arbeitsmoral wider: "Der Tüchtige kann sich emporarbeiten, der Faule kommt nicht voran" (Pf, 171). Die meisten Berichte äußern sich positiv zum amerikanischen Arbeitsethos und halten es im ganzen für ein lobenswertes und nachahmenswertes Modell, das auch in Deutschland heilsame Folgen für die Gesellschaft haben könnte (Pf; Ja; Fei; He). Sie befürworten also den "Amerikanismus", d.h. die Übernahme amerikanischer Lebensformen.

Eine weitere Meinung, die die Autoren in den verschiedensten Zusammenhängen ausdrücken, hat hauptsächlich erklärende Funktion. Es ist die These von Amerika als einem Kolonialland. Diese These scheint—ähnlich wie die Turner-These, wonach das *frontier*-Erlebnis die Entwicklung Amerikas, das Wesen seiner Menschen und seiner Demokratie in fundamentaler Weise geprägt hat—einen geeigneten Hauptnenner anzubieten, auf den sich eine ganze Reihe von Phänomenen des amerikanischen Lebens bringen läßt. Die Gegebenheiten und Erfordernisse bei der Erschließung des Kontinents und die Bedingungen des Lebens an der *frontier* verlangten nach sittenbildenden Mächten für die neu entstehende und sich ausbreitende Gesellschaft. Von Moritz J. Bonn übernimmt Feiler die Formulierung von der "Zähmung des Grenzers", die "im Kern die erste Aufgabe der sozialen Mächte Amerikas war und ist" (Fei, 294). Neben der Kirche stellt vor allem die Konvention eine solche sittenbildende Macht dar (Fei, 295).

Je jünger, je weltentlegener, je kleiner die Siedlung war, desto stärker ist in ihnen diese Macht der Konvention, gleich als ob man Auflösung und Zersetzung fürchtete, wenn man sich ihr nicht unterwürfe. (Fei, 295)

Feiler weist auf den engen Zusammenhang hin zwischen Konvention und Uniformität der Gesellschaft, einem weiteren Charakteristikum, das von vielen Besuchern Amerikas empfunden wird:

Die Uniformierung des Lebens, vom Haus und der Kleidung bis zum Essen und dem täglichen Ablauf des Daseins, hat nicht nur ihre wirtschaftlichen Gründe, sie wird getragen auch durch diese Unterwerfung unter die Konvention. Aber mit dem inneren Leben steht es nicht anders. Die Konvention regelt das geschäftliche Verhalten des Bürgers ebenso wie sein Verhalten in der Familie. Sie setzt dem guten Bürger seine Pflichten. Sie formt sein Denken und sein Streben. Die öffentliche Meinung aber überwacht ihn mit einer immer tätigen, alles zur öffentlichen Angelegenheit machenden Aufmerksamkeit. . . . Die Konvention bindet alles. Und wer sie verletzt, . . . der hört auf, *respectable* zu sein. (Fei, 295)

Hier wird im Grunde eine "Kollektivkultur" umschrieben, wie sie zum Beispiel Fritz Giese in seiner Gegenüberstellung von amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl als Basis für das Leben in den Vereinigten Staaten annimmt.¹⁶

Die Bereiche, in denen die These vom Kolonialland zur Erklärung am häufigsten bemüht wird, sind das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander und die Stellung der Frau in der amerikanischen Gesellschaft. "Die Frau wird mit Hochachtung und Rücksicht umgeben, der Mann arbeitet für sie." Diese Aussage kennzeichnet das typische Verhältnis von Mann und Frau in einem Kolonialland (Ja, 168; s. auch He, 87). Allen Besuchern fällt auf, daß die Frau in Amerika im gesellschaftlichen Umgang und in der Öffentlichkeit mit besonderer Höflichkeit bedacht wird. Als Ausnahme dazu wird allerdings registriert, daß Männer in der U-Bahn und in anderen öffentlichen Verkehrsmitteln nicht aufstehen, um einer Frau einen Sitzplatz anzubieten (He, 87). Trotzdem sind sich alle Besucher über die Frauenverehrung in Amerika einig. "Alles in allem hat es die Frau drüben besser als in *the Old Country*" (Ja, 169). Einige behaupten, daß auf das Wort der amerikanischen Frau in manchen Lebensbereichen mehr gehört werde als auf das der Männer, zum Beispiel in juristischen Angelegenheiten bei Ehe- und Scheidungssachen, und ebenso, daß die Bildung der öffentlichen Meinung stärker dem Einfluß der Frauen unterworfen sei als dem der Männer und daß die amerikanische Frau nicht nur die volle Gleichberechtigung erreicht habe, sondern tatsächlich noch mehr (Ro, 147; Fei, 297). Giese, der die Kolonialthese auf die Kurzform bringt: Amerika—"das Land des Ellbogenkampfes. Das Land, in dem männliche Brachialität den Urgrund für alles Kommende legte", drückt diese Meinung so aus: "Aus dem Staate mit Männerrecht wurde ein Frauenstaat."¹⁷

Ab und zu wird in den Berichten die Auffassung vertreten, daß in der amerikanischen Gesellschaft Frauen eher nach höherer Bildung streben als Männer und daß in der Regel die Frau dem Mann, der nur als Ernährer ("Dollarmacher") der Familie fungiert, an Bildung und Wissen überlegen ist. So kommt er geistig in starke Abhängigkeit zur Frau.¹⁸ Aus der deutschen Perspektive hat mancher Betrachter die Vorstellung von der "Vermännlichung der Frau" in Amerika: "Das Verhältnis von Mann und Weib ist vielfach geradezu auf den Kopf gestellt. Der Mann der Frau gegenüber zurückhaltend, und das Weib herausfordernd" (He, 86 f.). Die Rolle und Aufgabe des Mannes, dem Broterwerb für die Familie nachzugehen, bringt ihn in einen Konflikt zwischen Liebesdienst und Geschäftsinteresse.

Der Mann in Amerika hat die Pflicht, seine Frau auf Händen zu tragen, und oft genug tut er es auch in buchstäblichem, anbetendem Sinn. Nur beschränkt sich diese Pflicht auf die Zeit, wo er frei von Geschäften ist, und das Ideal, so intensiv wie möglich dem geschäftlichen Erfolge nachzujagen, kämpft im Leben des Amerikaners mit dem andern des Kultus der Frau. (Ro, 148)

Die Mehrzahl unserer Autoren beschreibt den Erscheinungstyp der amerikanischen Frau oder kommentiert den amerikanischen Schönheitsbegriff; einer findet einen Widerspruch zwischen der Frauenverehrung einerseits und dem Schönheitskonzept andererseits. "Man weiß, wie der Amerikaner die Frau verehrt ('wenigstens in Gegenwart

Dritter', sagen Skeptiker)—aber zugleich setzt er sie unbewußt herab durch seinen im Durchschnitt oberflächlichen, sinnlichen Schönheitsbegriff" (Ro, 146). Als Beweise für die "innerliche Herabsetzung" der Frau führt er zum Beispiel die amerikanische Vorliebe für Schminke beim weiblichen Geschlecht an, die den Menschen entwürdigte (Ro, 146 f.).

Die eben zitierten Kommentare, die im Amerikabild der Deutschen der zwanziger Jahre einen festen Platz haben,¹⁹ lassen erkennen, daß der fremde Beobachter durch seine Bemerkungen ebensoviel über die Anschauungen seiner Landsleute und über die Werteskala seines Herkunftslandes aussagt wie über die des besuchten Landes.

Weiter wird die These vom Kolonialland dort angewandt, wo die Amerikabesucher in vielen Fällen auf das Phänomen der Verschwendung von materiellen Gütern stoßen.

Es ist die typische Erscheinung aller Kolonialwirtschaft: die Naturgüter sind im Überfluß vorhanden, aber knapp ist die Zahl der Menschen, um sie fruchtbar zu machen. Das Material ist billig, aber umso teurer die Arbeitskraft, die ihm zugesetzt wird. Immer wieder begegnet man deshalb einer Vergeudung von Material, die dem Europäer unaßlich ist, dem Deutschen vor allem. (Fei, 23)

In den großen Städten, wo ausgediente Autos am Stadtrand stehengelassen und ausgelesene Zeitungen auf die Straße geworfen werden, in Restaurants, wo von den weggeworfenen Speiseresten Menschen leben könnten, in den Haushalten, wo Kleidung und Wäsche nicht geflickt, sondern kurzerhand ersetzt werden—überall herrscht Verschwendung. Marie Jacobi kündigt eine Stelle als Hausmädchen und Kinderfräulein, weil sie in diesem Haushalt Haferbrei fortschütten soll und sie die Vergeudung der Nahrungsmittel nicht mit ansehen kann (Ja, 50). Verschwendung im großen Maß gibt es in an sich sehr rationalisierten Arbeitsprozessen, zum Beispiel in den Schlachthäusern (He, 224). Am auffälligsten ist sie in den zwanziger Jahren in der Forstwirtschaft, wo ausgebeutete Wälder von unkontrolliertem Raubbau Zeugnis ablegen. In den Staaten des Nordwestens haben die großen Holzgesellschaften die besten Bäume fällen lassen, ohne für die Aufforstung zu sorgen; Brände haben dort gewütet, aber der Wald blieb sich selbst überlassen. Den Besuchern bietet sich dort ein aufwühlendes und trauriges Bild:

Das sieht aus, als hätten hier Riesen gehaust und alles kurz und klein geschlagen; eine Waldverwüstung, die jeder Beschreibung spottet. . . . Wie drohende Arme recken die toten Bäume ihre gebleichten Äste zum Himmel. Von rationeller Waldwirtschaft nirgends eine Spur. (He, 170 f.)

Mit besonderem Interesse wenden sich die deutschen Reisenden dem Schicksal ihrer ehemaligen Landsleute zu; umgekehrt suchen Deutschamerikaner gern Kontakt mit Besuchern, die unmittelbar aus der alten Heimat kommen. Die Reiseberichte erwähnen deutsche Fami-

lien, Klöster und Siedlungen in den Staaten New York, Pennsylvania, Texas und in Städten wie Cincinnati, Chicago, Seattle und Lincoln, Nebraska. Mit Vorliebe werden Telefonbücher nach Namen durchforstet, die im deutschen Original oder in einer abgewandelten, amerikanisierten Form erhalten sind (He, 177; Ro, 186). Im Gesamteindruck fallen bei Deutschamerikanern Schönheitssinn und Ordnungsliebe auf; sie werden bezeugt durch häufige Feststellungen, daß ihre Veranden und Häuser mit Blumen geschmückt sind und daß sie in ihren Gärten außer Gemüse auch Blumen ziehen (Pf, 232).²⁰ Über seine Fahrt durch Texas findet sich in Hensels Tagebuch die Eintragung: "Viele deutsche Siedlungen, mit der bekannten deutschen Ordnung und Sauberkeit: vor den Häusern, wie bei uns, Gärtchen mit Blumen" (He, 128).

In den Berichten treten vor allem drei Themenkreise hervor: Meinungen der Deutschamerikaner über Deutschland, die Bedeutung des ersten Weltkriegs für das Deutschamerikanertum und Beobachtungen über die Sprache der Deutschamerikaner. In Gesprächen mit eingewanderten Deutschen bleibt eine Frage nie aus: ob sie wieder nach Deutschland zurückkehren möchten. Fast alle verneinen die Frage. Wenn sie Deutschland besuchen, ergeht es ihnen wie allen Amerikanern. Ihnen erscheint das Land wie ein einziger Garten, in dem jedes Fleckchen gehegt und gepflegt wird. Doch gleichzeitig werden sie sich der ungeheuren Dimensionen ihres eigenen Landes bewußt, und dieses Bewußtsein offenbart ihnen die Weite ihres Lebens in der Neuen Welt (Fei, 52). Die ausgewanderten Deutschen können "die ganze Luft" in Deutschland nicht mehr vertragen (He, 18). Die Enge der ehemaligen Heimat empfinden sie am stärksten in den traditionsgebundenen Institutionen und vor allem im deutschen Klassenbewußtsein. Dies ist der tiefste Grund, warum den Ausgewanderten das Leben in Deutschland fremd geworden ist. "Jeder alte Deutschamerikaner schimpft bei jeder passenden Gelegenheit gewaltig auf den deutschen 'Kastengeist', auf die Titelmirtschaft, auf die 'heilige Ehrfurcht' vor einer Beamtenuniform . . ." (Pf, 173).

Das ist es; wer sich erst einmal an die "amerikanische Luft" gewöhnt hat, kann es in der europäischen Enge und zwischen den "vielen Kleinen, die sich alle so wichtig nehmen", . . . nicht mehr aushalten. Und das ist das Wunderbare: Jedem, der sich längere Zeit drüben aufgehalten hat, in diesem Lande der ungeheuern Weite, unter diesen Menschen, die alle nur auf den einen Ton "Amerika" gestimmt sind, . . . in diesem Lande der Freiheit, . . . : dem wird Amerika zum Maßstab. (He, 18)

Noch im Jahre 1927 wird die Bedeutung des ersten Weltkriegs für die Situation des Deutschtums in den Vereinigten Staaten zwischen Besuchern und Deutschamerikanern diskutiert. Im persönlichen Bereich war das, was die Deutschstämmigen am tiefsten berührt hatte, der Zwiespalt in der eigenen Familie, wenn die bereits in Amerika geborenen und erwachsenen Söhne und Töchter Partei nahmen für ihr Land gegen das ihrer Väter. Doch aufs Ganze gesehen hat der Krieg die Stärkung eines amerikanischen Einigkeitsgefühls bewirkt, hat er "gerade das 'amerikanische' Bewußtsein sehr stark herausgearbeitet

und den Verschmelzungsprozeß eher gefördert" (He, 77, 82). Die Meinung der Deutschamerikaner aller Generationen läßt sich so zusammenfassen:

Wir sind deutscher Abstammung. Aber wir sind Amerikaner. Die meisten von uns sind hier geboren. Und auch die anderen haben ihr ganzes Leben diesem Lande gewidmet. Wir lieben dieses Land, das unsere Heimat ist, unser Staat: wir können uns kein Leben in einem anderen Lande als Amerika vorstellen. Wir sind Bürger dieses Landes und wollen es sein. (Fei, 256)

Mit Stolz sprechen sie von ihrem Adoptivland, "sehen oft auf alles Nichtamerikanische mit Überlegenheit herunter; nicht immer aus Hochmut, sondern in der ehrlichen Überzeugung, daß Amerika fortgeschrittener, mächtiger, besser und reicher ist als alle anderen Länder" (He, 77). Die einigende Wirkung umschloß auch die beiden Gruppen, die vor dem ersten Weltkrieg als zwei Richtungen im Deutschamerikanertum erkennbar waren: die Deutschstämmigen der in der zweiten und der dritten Generation in Amerika Geborenen, die sich zwar ihrer deutschen Herkunft bewußt, aber doch völlig eingegliedert waren in die amerikanische Gesellschaft, und die anderen, die sogenannten Vereinsdeutschen, die ihre deutsche Abstammung und Art nach außen betonten und die sich deswegen in engen deutschen Zirkeln abgesondert hatten. Keine deutschamerikanische Gruppe konnte sich, namentlich als Folge der Kriegszeit, der vereinheitlichenden Macht der amerikanischen Sprache entziehen. Sie wird zum wichtigsten Werkzeug im Homogenisierungsprozeß (Fei, 237, 253-55).

Die Bedeutung des Englischen für das Fortkommen der Einwanderer im neuen Land wird von den Besuchern klar erkannt. Marie Jacobi, selber auf Stellensuche, läßt daran keinen Zweifel: "Wer drüben sein Brot verdienen will, muß, muß, *muß* englisch sprechen. Sonst wird er schlecht bezahlt, mag er noch soviel verstehen und seinen Mitbewerbern an Wissen überlegen sein" (Ja, 34). Die Notwendigkeit, auf die englische Sprache umzusatteln, hat oft den Grad der Beherrschung der deutschen Sprache beeinträchtigt. Die Qualität in Redefluß, Wortwahl, Idiomatik und Grammatik ließ nach. "Fast ausnahmslos sprechen sie [Deutschamerikaner in einfacher Lebensstellung] das schauderhafte Deutsch, das dabei herauskommt, wenn man beide Sprachen nur spricht, aber wenig liest und kaum schreibt" (Ja, 83). Selbst Sprache und Stil der Zeitungen in deutscher Sprache werden schlecht beurteilt; die *New Yorker Staatszeitung* und der *Herold* (1927) lesen sich "wie schlecht übersetztes Englisch" (He, 74). Am schärfsten kritisieren die Besucher die Varianten einer deutsch-englischen Mischsprache, in der sie eine Entwürdigung der Sprache sehen. Zu diesem Thema, der Unart des "Mixens", zitiert Rohrbach ein Verschen, das er in Cincinnati von einem prominenten Deutschamerikaner, Judge Lueders, 1924 gehört hatte:

Sprich deutsch, weil du ein Deutscher bist!
Sprich englisch, wenn es nötig ist!
Doch deutsch und englisch zusammengebraut,
Das ist wie Icecreame [sic] und Sauerkraut! (Ro, 172)

Neben den Deutschamerikanern lernen die Reisenden natürlich auch andere ethnische Gruppen kennen, und in ihrem Bild von der amerikanischen Gesellschaft machen sie sich rasch die Schmelztiegelthese zu eigen. "Jeder Amerikaner, der seine Familie hier auf hundert Jahre zurückverfolgen kann, ist das Produkt von drei, vier verschiedenen europäischen Nationen" (Fei, 233). In diesem Eingliederungsprozeß werden die Menschen zu Vertretern des demokratischen Systems. Sie kennen und achten die Werte, auf die sich Staat und Verfassung gründen. Da sie Gemeingut des ganzen Volkes sind, stehen diese Werte außerhalb jeder Frage und jeden Zweifels.

Nicht nur die Republik, auch die Demokratie . . . ist in der Geschichte wie im Glauben des Volkes tief verwurzelt, sie gehören einfach zur Lebensluft Amerikas: es ist schlechthin ausgeschlossen, daß eine Person, eine Gruppe, eine Partei sie offen antastete. Diese Demokratie ist auch nicht bloß Fiktion. So groß beispielsweise die Machtbefugnisse des Präsidenten sind: eine Politik gegen den Willen des Volkes kann er so wenig wie der Kongreß oder sonst jemand treiben; wer eine politische Maßnahme durchführen will, muß dafür die Zustimmung der Volksmeinung besitzen oder sie gewinnen. (Fei, 272)

Die Besucher in den zwanziger Jahren können—nicht ohne Neid und mit ehrlicher Bewunderung—feststellen, daß die amerikanischen Menschen sich das bewahrt haben, "was hier das Wichtigste ist—politische Gläubigkeit" (Fei, 286). Mit dem Glauben an Demokratie verbinden sie Glauben an politische Freiheit und an politische Ideale überhaupt (Fei, 287).

Liegt in der politischen Gläubigkeit ein Fundament des amerikanischen Lebensgefühls, so kommt noch ein zweites hinzu: "Amerikanisch ist vor allen Dingen unermessliches Kraftgefühl, das hier schon die einzelne Persönlichkeit beherrscht, noch mehr aber das Volksempfinden im ganzen" (Ro, 191). Die Mischung der völkischen Elemente sowie die Gegebenheiten und Bedingungen des Landes, seine Weite und sein Reichtum, unterbauen das Lebensgefühl, zu dem für den einzelnen "Sicherheit und Mut", "Heiterkeit und Würde" gehören (Fei, 304). Der charakteristische Optimismus der Amerikaner und ihr ausgeprägtes Selbstvertrauen resultieren aus diesem Lebensgefühl. Daß von solchen Voraussetzungen jeder einzelne tangiert wird, daß in einem reziproken Vorgang das allgemeine Lebensgefühl das Selbstvertrauen des einzelnen stärkt und daß dieses wiederum das Lebensgefühl der Nation insgesamt fördert, ist evident.

Der entscheidende Punkt für die Teilnahme an diesem Prozeß und für die Eingliederung in die amerikanische Gesellschaft—darin stimmen die Berichterstatter überein—ist die Frage der Anpassung, genauer die Umformung der Persönlichkeit, die der Einwanderer im neuen Land und in seiner Gesellschaft erfährt und zu der er bereit sein muß. Donatus Pfannmüller nennt mehrere Beispiele aus dem Kreise ausgewanderter Mönche und Klosterbrüder, die in Amerika einen Wandel in ihrer Persönlichkeit erfahren haben.²¹ Das Resultat einer solchen Umformung sind gesteigertes Selbstbewußtsein, eine Beweglichkeit des Geistes, Agilität und Improvisationskunst.

So beschreiben die Reiseberichte geradezu einen neuen Menschentypus, der sich in Amerika herausgebildet hat, nicht allein im Erscheinungstyp, sondern stärker noch in seinem Charakter: im Handeln aktiv und unkompliziert, an die Dinge herangehend; im Wesen selbstbewußt, frei und offen, tolerant, großzügig, demokratisch.²² Daß er frei ist "von der Beschäftigung mit Lebensproblemen und grüblerischer Gedankenarbeit" (Ro, 157), kommt diesem Tatmenschen sehr entgegen. Im Urteil der deutschen Beobachter ist demnach die wichtigste Eigenschaft, die ein Einwanderer haben muß und die über Erfolg oder Mißerfolg seiner Eingliederung in die amerikanische Gesellschaft entscheidet, eine gewisse Beweglichkeit des Geistes, die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich anzupassen, nicht nur an die äußeren Gegebenheiten, sondern vor allem an die Vorurteilslosigkeit gegenüber dem Mitmenschen und an die Gleichschätzung jeder Arbeit. Gegenseitige Anerkennung, Bürgersinn, "Respekt gegenüber dem allgemeinen Wohl" (Pf, 176) und ein gewisses fröhliches Selbstbewußtsein machen das aus, was sie als das demokratische Leben des Amerikaners ansehen.

Feiler konstatiert eine "Haltung menschlicher Demokratie, die vielleicht noch wichtiger ist als die Demokratie der Verfassung".

Diese Haltung duldet menschlich kein Kriechen und kein Treten. Sie verlangt und gewährt im Menschlichen Gleichheit. Und der ganze Ton des Lebens wird dadurch bestimmt. Man achtet einander: . . . und das erzeugt als beherrschenden Grundton des ganzen Lebens eine Höflichkeit, eine gegenseitige Einfügung und Rücksichtnahme, eine fröhliche Liebenswürdigkeit, die einem in hundert kleinen Einzelzügen immer wieder fühlbar wird. (Fei, 304 f.)

Ohne Zweifel war die Erfahrung der gelebten Demokratie, der demokratische Lebensstil der Bürger, für die Amerikareisenden in den zwanziger Jahren das zentrale Erlebnis. "Dieser großartige Demokrismus", schreibt Marie Jacobi, "ist eins von den Dingen, die mir drüben am besten gefallen haben, und aus tiefster Seele wünschte ich, daß wir Deutschen uns ein Beispiel daran nehmen könnten. Ach, uns hindert die lange und alte Tradition . . ." (Ja, 42). Der demokratische Sinn, verkörpert im Individuum wie in der Gesamtheit des Volkes, ist das Element, das den amerikanischen Menschen anders sein läßt und ihn unterscheidet von Deutschen und anderen Europäern.

So zeichnen die dominierenden Leitmotive in der Reiseliteratur der zwanziger Jahre ein positives und freundliches Bild von Amerika.²³ Die Skepsis gegenüber Amerika als Vorbild wurde erst gegen Ende des Jahrzehnts stärker, seit und wegen der Weltwirtschaftskrise 1929. Extrem findet die negativ-kritische Haltung ihren Ausdruck bei Egon Erwin Kisch, der das Bild von Amerika als dem Land, das von vielen als Paradies auf Erden geschildert wird, als Illusion entlarven und zerschlagen möchte.²⁴ Im Querschnitt der zwanziger Jahre jedoch spricht die Reiseliteratur von Qualitäten, die als vorbildlich und

erstrebenswert dargestellt werden: Erfindergeist in der Technik, das Ethos der Gesellschaft und die Tugenden des typischen, des integrierten Amerikaners. Mag der Tenor nicht so emphatisch sein wie in Arthur Holitschers Reiseerlebnissen von 1912, die Amerika als "das Schicksal und die Erfüllung des Menschengeschlechts" hinstellen,²⁵ so haben die Autoren aber alle die umwandelnde Kraft Amerikas an sich selber gespürt, und sie haben gewußt, daß diese Kraft auf die Ziele und das Streben der Menschen in der Alten Welt nicht ohne Wirkung bleiben könnte. Für die, denen das Zauberwort "Amerika" durch eine Reise zur Realität geworden ist, gilt der Satz, den Donatus Pfannmüller mit der Weisheit des Klosterbruders formuliert hat: "Wenn ich zwei Herzen hätte, ließe ich sicher eines dort zurück" (Pf, 325).

University of Kansas
Lawrence, Kansas

Anmerkungen

¹ Zum Thema "Amerikanisierung" und zur Problematik von Phänomen und Begriff s. Arnold Bergstraesser, "Zum Problem der sogenannten Amerikanisierung Deutschlands," *Jahrbuch für Amerikastudien*, 8 (1963), 13-23; Peter Berg, *Deutschland und Amerika 1918-1929: Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre*, Historische Studien, 385 (Lübeck und Hamburg: Matthiesen, 1963), S. 132-53; Earl R. Beck, *Germany Rediscovered America* (Tallahassee: Florida State University Press, 1968), S. 230-54. Zu speziellen Bereichen der "Amerikanisierung" s. Rudolf Haas, "Amerikanische Einflüsse auf das deutsche Bildungsleben nach 1945," *Jahrbuch für Amerikastudien*, 8 (1963), 24-33 und Broder Carstensen, "Amerikanische Einflüsse auf die deutsche Sprache," *ib.*, S. 34-55.

² Berg, S. 132, 134. Berg untersucht das deutsche Amerikabild hauptsächlich im Hinblick auf Politik und Wirtschaft.

³ *Yankeeland: Eine Reise* (Berlin: Mosse, 1925). Über Kerrs Amerikabegeisterung s. Ian C. Loram, "Alfred Kerr's America," *German Quarterly*, 38 (1965), 164-71; Nachdr. in *Deutschlands literarisches Amerikabild: Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*, hrsg. von Alexander Ritter (Hildesheim und New York: Georg Olms, 1977), S. 468-75. Loram gibt für diese Amerikareise das Frühjahr 1924 an; dagegen nennt Helga Bemann 1923 als Reisejahr. Alfred Kerr, *Sätze meines Lebens: Über Reisen, Kunst und Politik*, hrsg. von Helga Bemann (Berlin: Buchverlag Der Morgen, 1980), S. 634.

⁴ *Germany Rediscovered America*, S. 19.

⁵ Fritz Eberhardt, *Amerika-Literatur; Die wichtigsten seit 1900 in deutscher Sprache erschienenen Werke über Amerika* (Leipzig: Koehler & Volckmar, 1926), S. 212-22. Richard Mönnig, *Neue deutsche Amerikabücher 1925-1932* (Berlin, 1932).

⁶ Vgl. auch Berg: "Sie [die Amerikaliteratur] bezeichnet . . . den eigentlichen Beginn der echten deutschen Auseinandersetzung mit Amerika, nachdem die vielversprechenden Ansätze der Zeit vor dem Weltkrieg durch diesen erstickt worden waren. Diese . . . Reisen brachen endgültig die Schranken, die bis dahin zwischen beiden Ländern noch bestanden hatten" (S. 98).

⁷ "On Interpreting Immigrant Letters: The Case of Johann Caspar and Wilhelmina Honegger-Hanhart," *Yearbook of German-American Studies*, 16 (1981), 141-51.

⁸ "Das Bild vom anderen Land als Gegenstand literarischer Forschung," *Sprache im technischen Zeitalter*, Heft 56 (1975), S. 313-21; Nachdr. in *Deutschlands literarisches Amerikabild*, S. 28-36. (Zitat S. 30.) Boerner diskutiert Notwendigkeit und Validität von Untersuchungen, die Bilder anderer Länder zum Gegenstand haben, und legitimiert solche Studien: ". . . möchte ich die Meinung vertreten, daß die Bilder anderer Länder nicht nur textexegetische Bedeutung haben, sondern verdienen, um ihrer selbst willen behandelt zu werden" (S. 30). Vgl. auch Hans Galinsky, "Deutschlands literarisches Amerikabild: Ein kritischer Bericht zu Geschichte, Stand und Aufgaben der Forschung," in *Deutschlands literarisches Amerikabild*, S. 4-27.

⁹ Boerner betont, daß es unbillig sei, "eine definitive Trennungslinie zwischen den Bildern anderer Länder einerseits und Stereotypen, Klischees und Vorurteilen andererseits ziehen zu wollen, insbesondere da die letzteren oft Teil der ersteren oder zumindest an ihrer Gestaltung beteiligt sind" (S. 32 f.).

¹⁰ Die Angaben "hier" und "drüben" werden von den Autoren nicht einheitlich gebraucht. Sie beziehen sich einmal auf Amerika und Deutschland, ein anderes Mal auf Deutschland und Amerika.

¹¹ Arthur Feiler war Publizist und hatte besonderes Interesse an Wirtschafts- und Sozialfragen und Handelspolitik; er war Wirtschaftsredakteur der *Frankfurter Zeitung* (Amerikaaufenthalt: April-Juni 1925); Rudolf Hensel war Versicherungsfachmann der Allianz in Berlin (Amerikaaufenthalt: Sommer 1927); Marie Jacobi war Studienrätin (Fach: Geographie) in Bremen (Amerikaaufenthalt: 1926/27, während dieser Jahre arbeitete sie in mehreren Häusern als Hausgehilfin und Kinderfräulein); Donatus Pfannmüller war Franziskanermönch vom Frauenberg bei Fulda (Amerikaaufenthalt: Herbst 1929); Paul Rohrbach war Herausgeber der Halbmonatszeitschrift *Der deutsche Gedanke. Zeitschrift für auswärtige Politik und Auslands-Deutschtum* (Amerikaaufenthalte: 1922, 1923 und 1924; die letzten beiden Reisen machte er im Dienst der deutschen Kinderspeisung und der Studentenhilfe).

Becks Auskunft, wonach Marie Jacobi erst 1906 geboren ist (Beck, S. 315), widerspricht ihrer eigenen Angabe, daß sie schon zehn Jahre im Lehramt war, ehe sie ihren Amerikaurlaub im Jahr 1926 beantragte (Jacobi, S. 9). Ebenso muß Becks Mitteilung berichtigt werden, daß Marie Jacobi nach dem zweiten Weltkrieg Mitglied des Bundestags war (Beck, S. 315). Hier dürfte eine Verwechslung vorliegen mit Maria Jacobi, MdB, aus Marl (Geburtsjahrgang 1906).

Als Siglen für die Autorennamen werden gebraucht: Fei = Feiler; He = Hensel; Ja = Jacobi; Pf = Pfannmüller; Ro = Rohrbach.

¹² "Amerikanische Wirtschaftsformen," Teil II, S. 115-229.

¹³ Max Werner, *Amerikafieber: Licht- und Schattenbilder aus dem Lande der Wolkenkratzer* (Leipzig: Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1910), S. 147:

Heute erschien sie mir wie eine drohende Furie, die in der hoherhobenen Rechten eine Geißel hält.

... du solltest nicht *Liberty* heißen, man sollte dich Fortuna nennen, denn trügerisch wie diese Göttin bist auch du. Statt der Freiheitsfackel sollte man dir ein Füllhorn geben, dann würde die Welt nicht getäuscht und der Ankommende wüßte gleich, was ihn erwartet.

¹⁴ Egon Erwin Kisch *beehrt sich darzubieten: Paradies Amerika* (Berlin: Erich Reiß, 1929) und Ernst Toller, *Quer durch: Reisebilder und Reden* (Berlin: Gustav Kiepenheuer, 1930).

¹⁵ Feiler kennzeichnet drei Phänomene des amerikanischen Lebens als Symbole der Prosperität: das Eigenheim, das Auto und den freien Zugang zur Bildung (S. 50, 75, 93).

¹⁶ *Girlkultur* (München: Delphin, 1925), S. 79 ff.

¹⁷ *Ibid.*, S. 105.

¹⁸ Vgl. Giese, S. 108.

¹⁹ Vgl. die Angaben bei Beck, S. 137-44.

²⁰ Über diese Eigenschaften in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg s. Werner, S. 44, 89, 92.

²¹ "Aus dem stillen, bescheidenen Schreinerbruder Cajetan ist ein Architekt geworden ... eine ungeheuerere Arbeitslast ruht auf seinen Schultern" (Pf, 109). Oder Bruder Benti, der als Achtzehnjähriger in Fulda nur "Taubeneinfalt und ein gutes Mundwerk" besaß; jetzt, nach vielen Jahren in New York, hat er eine für New Yorker Verhältnisse nötige "Schlangenklugheit" erworben (Pf, 79 f.). Father Franz entfaltete in Amerika eine ungeheuerere Energie. Er wurde zu einem Initiator neuer Kirchen- und Klöstergründungen, nicht weniger als zweiundzwanzig Kirchen hat er gebaut. Einmal führte er gegen alle kirchliche Tradition eine fünfzehnte Kreuzwegstation ein: "Lasset uns beten für die Barkeeper, die durch ihren Schnaps das Volk verderben!" Sobald sich das herumgesprochen hatte, ging Father Franz von Schankwirt zu Schankwirt und sammelte Geld für seinen neuesten Kirchenbau (Pf, 158 f.).

²² Vgl. Bergs Charakterisierung des Amerikaners: "Seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften sind Energie, Zukunftsmut, Tatkraft und ein unbeschwerter jugendlicher

Aktivismus. . . . Schließlich kennzeichnet den Amerikaner seine Fähigkeit zu nüchternem wirtschaftlichem Kalkül" (S. 135).

²³ Daneben gibt es noch andere Motive, die aber nicht dominieren, auch wenn sie gewichtige Themen berühren. Dazu gehören zum Beispiel die Stellung der Neger und die Rolle der Religion. Ich möchte auf diese Themen nicht eingehen, weil sie in der untersuchten Reiseliteratur nicht so stark wie die behandelten Leit motive in Erscheinung treten. Außerdem hat Beck sie schon diskutiert. Er behandelt das Thema Religion in "Chapter X. God's Own Children" (*Germany Rediscovered America*, S. 207-29), wo er auch Donatus Pfannmüller zitiert. In den Abschnitten über die Negerfrage (S. 47-49; 76-87) stützt sich Beck u.a. auf Zitate aus den Büchern von Feiler und Hensel. Ihre Berichte sind summarisch und knapp (Fei, 245-50; He, 102-07). Pfannmüller und Jacobi waren nicht in den Südstaaten, wie überhaupt die meisten Amerikareisenden jener Zeit nicht den Süden besuchten, sondern sich auf das Gebiet nördlich der Strecke Denver-St. Louis beschränkten. "They [die meisten Amerikareisenden] glibly discussed . . . the South—but they didn't see it" (Beck, S. 20). Rohrbach beschreibt New Orleans, wo er kurz etwas über die versinkende französische Kultur zu sagen hat, nichts jedoch über Schicksal und Zukunft der Neger (Ro, 124-25).

²⁴ S. Anm. 14.

²⁵ *Amerika heute und morgen: Reiseerlebnisse* (Berlin: S. Fischer, 1912), S. 429: "Aber wer das Drängen der Neuen Welt in seine eigenen Pulse hinüberschlagen gefühlt hat, der weiß tief innen: Amerika ist das Schicksal und die Erfüllung des Menschengeschlechts."